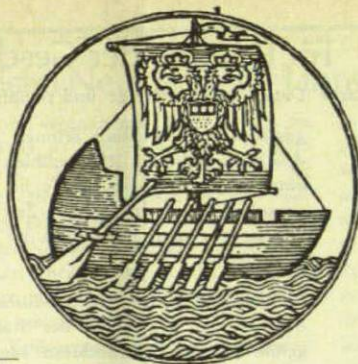


Alt-Köln

Heimatverein
zur Pflege kölnischer Geschichte, Sprache
und Eigenart, gegründet 1902

Nr. 23 der Mitteilungen · September 1976.

Redaktion: Dr. Peter Jos. Hasenberg
Postfach 10 08 84 · 5000 Köln 1



G 203 47 F

Wir machen aufmerksam auf:

Donnerstag, 23. Sept. 1976, 21.07 Uhr
Im 2. Hörfunkprogramm sendet der WDR
das Hörspiel unseres Freundes Willi
Reisdorf

„Scherve bringen Glöck“

kölnisches Lustspiel — nach dem „Zer-
brochenen Krug“ von Heinrich von Kleist.
Wiederholung der WDR-Produktion aus
1971

Titel und Termine der KUMEDE
Theater des Heimatvereins Alt-Köln
„Durchgebrannt“

E kölsch Musical um die Leeder vum
Willi Ostermann
von Theo Rausch

Samstag, 23. 10. 1976, 20 Uhr

Sonntag, 24. 10. 1976, 17 Uhr

Freitag, 29. 10. 1976, 20 Uhr

Samstag, 30. 10. 1976, 20 Uhr

Freitag, 12. 11. 1976, 20 Uhr

Samstag, 13. 11. 1976, 20 Uhr

Freitag, 19. 11. 1976, 20 Uhr

Samstag, 20. 11. 1976, 20 Uhr

Freitag, 26. 11. 1976, 20 Uhr

Samstag, 27. 11. 1976, 20 Uhr

Sonntag, 28. 11. 1976, 17 Uhr

Aufführungen im Agnes-Saal, Weißen-
burgstraße 14

Eintrittskarten an den bekannten Vor-
verkaufsstellen

Eintrittspreis: 5,50 DM und 7,00 DM

Donnerstag, 11. November 1976, 20 Uhr

Im Forum der Volkshochschule veran-
staltet Herr Professor Albert Schneider,
Ehrenmitglied des Heimatvereins Alt-
Köln, einen Singkreisabend.

Nach offenem Singen gelangen musika-
lische Szenen und Sketche zur Auf-
führung.

UNSERE NÄCHSTEN VERANSTALTUNGEN

Montag, 4. Oktober 1976, 20 Uhr im Belgischen Haus

Willi Ostermann-Abend

aus Anlaß des 100. Geburtstages des kölschen Volks- und Liedersängers

Montag, 15. November 1976, 20 Uhr im Belgischen Haus

Dr. Heribert Hilgers: „Goethe in Köln — Goethe und die Kölner“

Aus Anlaß des 75. Todestages des Kölner Bibliotheksdirektors und Goetheforschers
Professor Dr. Heinrich Düntzer — Es wirken mit der Singkreis des Heimatvereins
unter Leitung von Professor Albert Schneider und die KUMEDE

Montag, 6. Dezember 1976, 20 Uhr im Senatshotel

Nikolaus-Abend unter der Mitwirkung des Singkreises des Heimatvereins Alt-Köln
unter Professor Albert Schneider und der KUMEDE

Einlaß 19 Uhr, Beginn 20 Uhr, Unkostenbeitrag DM 5,—

Montag, 10. Januar 1977, 20 Uhr im Belgischen Haus:

Jahreshauptversammlung

Mittwoch, 26. Januar 1977, 20 Uhr im Börsensaal der Industrie- und Handelskammer

1. Karnevalssitzung des Heimatvereins Alt-Köln

Mittwoch, 16. Februar 1977, 20 Uhr im Börsensaal

2. Karnevalssitzung des Heimatvereins Alt-Köln

Rh 143

Für Freunde der Geschichte

Interessante Daten aus kölnischer und rheinischer Vergangenheit

Im Jahre 1076 wird als Ausgang aus der Kölner Dom-Immunität die porta clericorum, die Pfaffenpforte, genannt. Sie trug ihren Namen nach den Geistlichen, die zum Domstift gehörten und in der Nähe des alten Domes wohnten. Unter der Bezeichnung „paffenporzen“ war das römische Nordtor erhalten, an der Westseite des Domes, Ecke Burgmauer und Unter Fettenhennen, das dort bis vor 150 Jahren stand und dessen letzte Reste Ende des vorigen Jahrhunderts als Torbogen in den Grünanlagen des Museums aufgestellt wurden.

Im Jahre 1226 wurde der Mörder des Kölner Erzbischofs Engelbert von Berg, Graf Friedrich von Isenburg, auf der Richtstätte am Judenbüchel im Süden der Stadt hingerichtet. Annette von Droste-Hülshoff hat die grausige Szene in einer ihrer berühmten Balladen „Zu Köln am Rheine kniet ein Weib am Rabensteine . . .“ geschildert.

1276 begann Erzbischof Siegfried von Westerburg mit dem Bau einer Burg in Worringen. Die Kölner Bürger fühlten sich dadurch in ihrer Freiheit und ihrem Handel bedroht und schlossen mit den Feinden des Erzbischofs ein Bündnis, dem Siegfried in der Schlacht bei Worringen 1288 unterlag.

Seit dem gleichen Jahr 1276 wurde der Betrieb der Kölner Mühlen, der rechtlich zu den Regalen des Erzbischofs als Stadtherrn zählte, als Monopol einer besonderen Genossenschaft, der Mühlen-erben geführt. Das Mühlengewerbe war für eine Stadt von der Größe und Bedeutung Kölns lebenswichtig; man kannte die wassergetriebenen Rhein- und Bachmühlen, die Windmühlen auf Stadttürmen und Umwallung, daneben noch Walk-, Öl-, Loh-, Schleif- und andere Mühlen. Der Straßenname „Mühlen-

gasse“ in der Altstadt erinnert daran, daß die berühmten Rheinmühlen Kölns einst in Höhe dieser Straße im Strom verankert lagen. In späterer Zeit sehen wir sie vor dem Bayenturm im Rhein verankert.

Im Jahre 1276 brannten feindliche Horden das vor den Toren der Stadt liegende Kloster St. Mechtern samt der Kirche nieder. Ritter Bruno von Hardefust und andere Kölner Edelfrauen bauten Kirche und Kloster wieder auf, und Erzbischof Siegfried von Westerburg siedelte Zisterzienserinnen aus dem Kloster Benden bei Brühl in St. Mechtern an. Im Kampf um die Unabhängigkeit der Stadt vom Erzbischof belagerte 1376 Friedrich von Saarwerden Köln. Zu ihrem Schutze setzten die Kölner über den Rhein und verbrannten das kurkölnische Deutz, damit der Erzbischof die Stadt und ihren Handel von dort nicht blockieren könne.

1776 erschien in Köln ein Bücherkatalog der Firma Johann Michael Joseph Pütz, der nach Umfang, Aufmachung und Inhalt dem Kölner Buchhandel der ausklingenden reichsstädtischen Zeit alle Ehre macht. Auf der Titelseite erfreut als Firmenzeichen ein alter kölscher „Radpötz“ das Auge, wie er in zahlreichen mittelalterlichen und späteren Häusern und Grundstücken zu finden war.

Am 29. September 1876 starb zu Köln im blühenden Alter von 38 Jahren Dr. phil. Johann Baptist Dornbusch, Kaplan an St. Ursula in Köln, einer der hoffnungsvollsten rheinischen Historiker. Er war in Siegburg geboren und nach der Priesterweihe 1866 einige Jahre Hauskaplan auf Schloß Frens gewesen. Seit 1872 wetteiferte er mit seinem Pastor

an St. Ursula in Köln, A. G. Stein, auf allen Gebieten rheinischer und insbesondere kirchlicher Geschichte.

Vor 50 Jahren, 1926, schrieb Pfarrer Heinrich Koch:

An ming Lesere!

*Su wick de Welt, su groß de Äd,
Et gitt ei Kölle nor,
Met singem Wasser, singem Dom,
Un met dem kölschen Boor.
Et kölsche Hätz, dat stirv nit us
Su lang sing Sproch noch baat; —
Alaaf der ahle, kölsche Senn!*

Alaaf de kölsche Aat!

Jo, dat eß woht! Et kölsche Hätz dat stirv nit us, un domet et net usstirv, han ich och e wennig dozo beigedrage, endem ich zick ville Johre „Kölsche Verzällcher“ geschreven han, die zom grötsten Deil em fröhtere „Kölner Lokalanzeiger“ un später en der „Rheinische Volkswacht“ gedrück sin woode. Vör en Johr of sibbezhn han ich ald en Deil vun dä Verzällcher en veer Bändcher gesammelt erusgegeve, die ävver ald längs vergreffe sin. No ben ich op eneu's vun ville Fründe un Lesere tribbelet woode, noch ens esu e Bändche met noch nit gesammelte Verzällcher eruzugeve, wat dann och hemet geschüch. Hoffentlich flupp et, un et wör mer selvs en große Freud, wann ich nit bloß de Kölsche, sondere och andere Lück he ov do ens en fruhe Stund bereite künnt, besondersch dann, wann Leid, Ping un dröv Senn se quäle dunn.

Wahn bei Köln, im April 1926.

Heinrich Koch

Köln trauert um Christel Neuner und Hanns Georg Braun

Christel Neuner gestorben

Am 17. Juli ist die Kölner Volks-Schauspielerin Christel Neuner im Alter von 72 Jahren nach einem Jahr mit Geduld und Tapferkeit getragenen, schleichen- den Leiden gestorben.



Sie gehörte seit 1961 ununterbrochen dem Ensemble der Kumedē, Theater des Heimatvereins Alt-Köln an, und seit 1975 war sie außerdem noch Mitglied von Klinkenbergs Kölscher Bühne. Ihr stets fröhliches, gutgelauntes und jugendliches Temperament ließ Publikum und Kollegen ihr wahres Alter immer wieder vergessen.

Auf der Bühne und am Vortragspult war sie die Ur-Kölnerin schlechthin. Wie man im Volksmund so gerne sagt, ein Naturtalent.

In unzähligen Rollen „die kölsche Mamm“.

Noch im vergangenen Jahr konnte sie als „Tina us der Witschgass“ in dem Schwank „Ne kölsche Playboy“ im Volkstheater Millowitsch einen ihrer größten Erfolge feiern.

Christel Neuner hinterläßt im kölschen Mundart-Theater eine Lücke, die sich nicht so schnell und in absehbarer Zeit wieder schließen läßt.

Ihren Kolleginnen und Kollegen sowie ihrem großen Freundeskreis der Zuschauer wird sie unvergessen bleiben.

Berni Klinkenberg
Leiter der Kumedē und
Klinkenbergs Kölsche Bühne

Zweierlei eß Kölsch un Kölsch!
Äch nor, wann et unverfälsch,
Breit un rääch gemötlich — seht! —
Un mem Hätz gesproche weed!

Cristian Till
im „Goldenen Buch“ von Alt-Köln

In memoriam: Hanns Georg Braun

Am 7. Juli 1976 ist der Mundartdichter Hanns Georg Braun nach einem erfüllten Leben von uns gegangen. Er war am 23. April 1890 in Köln-Ehrenfeld geboren, wo er auch aufwuchs. Nachdem er seine Schulausbildung beendet hatte, besuchte er die Kunstakademie in Düsseldorf; später widmete er sich in Bonn und München dem Studium der Kunst- und Literaturgeschichte. Von 1934 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1955 war er als Diplom-Bibliothekar und Leiter der Stadtbücherei in Solingen-Ohligs tätig. Seinen Lebensabend verbrachte er in Wuppertal-Vohwinkel.

Wenn auch nie in Köln berufstätig, blieb unser Freund Braun seiner Vaterstadt doch in seinen Dichtungen treu.

In manchem seiner Mundarttexte schwingt etwas Heimweh nach dem alten Köln mit. Er hat uns unzählige Perlen feinsinniger kölscher Lyrik geschenkt. Mit gleicher Meisterschaft schuf er Balladen und Verserzählungen, in denen vielfach Ereignisse aus der Kölner Stadtgeschichte festgehalten werden. Wie kaum einem anderen unserer kölschen Autoren gelang es ihm, Melodik und Musikalität der Kölner Mundart und originelle Wesenszüge des kölschen Menschen treffend darzustellen; sein herzlicher Humor kam dabei nie zu kurz.

Braun war im Heimatverein Alt Köln ein gern gesehener Gast. Mit zwei leider vergriffenen Lyrikbänden ist er in der Reihe der Beiträge zur kölschen Geschichte, Sprache und Eigenart vertreten: „Kölle“ (1952 — Bd. V Heft 5 —) und „Liev un Siel“ (1960 — Bd. VI Heft 2 —). Mehrfach hat er selbst seine Dichtungen vorgetragen. Die KUMEDÉ widmete ihm am 13. 3. 1965 einen eigenen Abend und Alt-Köln gestaltete ihm 1970 einen Ehrenabend im Belgischen Haus, zu dem Hanns Georg Braun mit Gattin erschien und auf dem er aus seinem Schaffen reizende Proben vortrug. Der Mensch Hanns Georg Braun ist tot; in seinen Dichtungen wird er in den Herzen der Kölner und der Rheinländer weiterleben.

Heribert Klar

Üvver Mann un Frau

Bei nem Mann frög mer gewöhnlich zeehsch, wat hä eß, bei 'ner Frau, wie se eß.

Weed ene Mann jett mih, merk mer et zeehsch an singer Frau.

„Mer muß Röckgrot han“ säht der Mann, un liet sich vun der Frau öm der Finger wecke. Peter Berchem

Vor 125 Jahren starb Franz Raveaux

Kölns „volkstümlichster Mann“ mußte ins Exil

„Ein warmherziger, leicht erregbarer Mann, im Besitz einer dröhnenden Beredsamkeit, führte Raveaux das Wort für den mittleren und kleineren Bürgerstand . . . Er schien recht eigentlich der Mann zu sein, der die Dinge beim rechten Namen nannte. Auch in Frankfurt (im Paulskirchenparlament) spielte er

Franz Raveaux. Nach dem Register des Kölner Standesamtes war der Vater Peter Raveaux i. J. 1810 am 29. April bei der Geburt des Sohnes Pet. Franz Jos. französischer employé au magasin des vivres und wohnte in dem ehemaligen Karmeliterkloster (dem späteren Gymnasium) Severinstraße Nr. 6958^{1/2}. Er verzog später nach Severinstraße 122, dem ehemaligen Klösterchen am Johannisbühchen (das auch jetzt wieder eine klösterliche Anstalt ist), wo am 11. Sept. 1815 der zweite Sohn Ludwig geboren wurde, als der Vater in preußischen Diensten „Assistent beim Proviantamt zu Jülich“ war. Außer diesen beiden Söhnen hatte das Ehepaar Raveaux-Maaß noch drei Töchter. Die älteste, Therese, 1799 in Bonn geboren, vermählte sich mit dem Eisenbahnbeamten Honoré Lacombe und starb am 23. April 1870 in Köln, Klapperhof 12. Die beiden jüngeren Töchter starben früh: Regina, 1803 in Mainz geboren, starb am 14. Mai

1808 in Köln im ehem. Karmeliterkloster; eben dort starb am 29. Mai 1809 Mathilde, die nur 14 Tage alt wurde (geb. 15. Mai 1809). Franz Raveaux selbst, der mit Anna Brigitta Neukirch (gest. 3. Okt. 1879 in Biebrich) verheiratet war, starb am 13. Sept. 1851 in Laeken bei Brüssel, rue du palais, wie das Brüsseler Standesamt damals nach Köln mitteilte. Der Franz Raveaux gewidmete Totenzettel hatte folgenden Wortlaut:

„Zur Erinnerung an den ehemaligen Gemeinderath und Abgeordneten der Stadt Köln zur deutschen National-Versammlung, Herrn Franz Raveaux aus Köln, welcher am 13. September 1851, Nachmittags 3 Uhr, im Alter von 41 Jahren, zu Laeken, Belgien, in der Verbannung nach vielfach erlittenen Drangsalen, sanft u. gottselig dem Herrn entschlafen ist.

An dem Grabe trauern seine Gattin, Vater, drei Geschwister, zwei Schwäger

eine Rolle, bekleidete sogar den Gesandtschaftsposten für die Schweiz, was ihn nicht hinderte, so oft als möglich in Köln zu erscheinen . . . Fackelzüge, Ständchen, feierliche Begrüßungen seitens der Stadtverwaltung wurden ihm reichlich zuteil. Mit seinen schönen Reden taumelte er immer weiter in den Radikalismus und schließlich in die Verbannung . . .“ — So und ähnlich kann man in Darstellungen der Kölner Geschichte über den Achtundvierziger Raveaux lesen.

und eine Schwägerin, so wie die große Zahl seiner Freunde.

Der Verewigte war ein edler deutscher Mann, ein wahrer Freund des Volkes, stets zu jedem Opfer für das allgemeine Wohl bereit und deßwegen hochgeehrt im ganzen deutschen Vaterlande. Der Herr des Himmels wird ihm seine Verdienste lohnen und sein Thun und Wollen nicht nach menschlichen Gesetzen richten. Er ruhe in Frieden!

Stille Messen für den Verstorbenen werden Mittwoch, den 24. September, morgens von 9 bis 11 Uhr, in der Pfarrkirche St. Columba gelesen.“

Raveaux' Vater überlebte seinen Sohn Franz um knapp einen Monat. Peter Raveaux war 1776 in Autun (Frankreich) als Sohn von Pierre Raveaux und Maria Perruchot geboren. Er war vermählt mit Anna Maria Maaß und starb am 17. Okt. 1851 als Magazin-Rendant in Deutz, Eisenbahnstraße 48.

„DURCHGEBRANNT“

e kölsch Musical öm die Leeder
vum Willi Ostermann
vun Theo Rausch

„Durchgebrannt“

Zum 100. Geburtstag von Willi Ostermann bringt die Kumedie in diesem Jahr ein Musical um die schönsten und bekanntesten Lieder dieses kölschen und rheinischen Liedermachers zur Aufführung.

Das Libretto schrieb der bekannte Autor Theo Rausch.

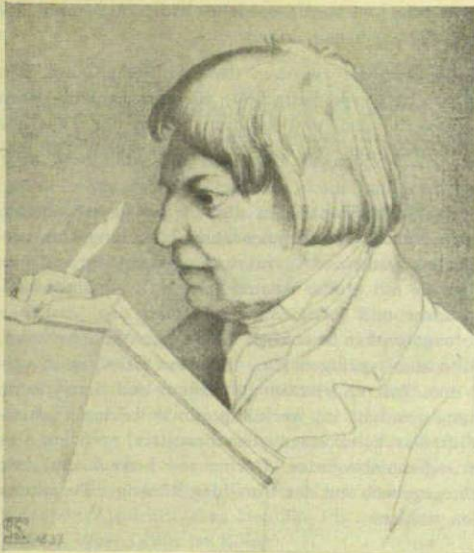
„In der Weinhandlung Schmitz und Schmitz geht es drunter und drüber. Hervorgerufen durch die Sammlerleidenschaft der beiden Kompagnons Christian und Anton Schmitz.

Immer mehr Ostermann-Erinnerungsstücke machen die Weinhandlung zum reinsten Museum.

Selbst das Familienleben leidet darunter, so daß die Frau von Christian Schmitz durchbrennt und die Hausdame und Prokuristin von Anton Schmitz auch nicht mehr länger in diesem „Saftladen“ ausharren möchte.

Wie nun durch die Liebe der Kinder von Christian und Anton Schmitz zueinander, einem geschickten Winkelzug von Anton Schmitz und die unvergessenen Melodien von Willi Ostermann alles zu einem echt kölschen Happy-End gebracht wird, soll hier nicht veratet werden. Das müssen Sie schon selbst erleben.

Der Clou der Inszenierung aber wird sein, daß durch eine raffinierte Aufnahme- und Tontechnik die meisten Lieder in diesem Musical mit der Originalstimme von Willi Ostermann zu hören sein werden.



Görres und Köln

Überall in deutschen Landen wird in diesem Jahr der 200. Geburtstag von Joseph Görres, dem wortgewaltigen Publizisten und geistigen Führer der Deutschen gegen Napoleon und gegen die preußische Reaktion am Rhein gefeiert. Grund genug für uns Kölner, uns dankbar der Verdienste des großen Mannes um Köln und die Rheinlande im allgemeinen, um den Weiterbau des Kölner Domes im besonderen zu erinnern. Sein Aufruf im „Rheinischen Merkur“, den wir nachstehend wiedergeben, ist in die Weltliteratur eingegangen. Wichtiger aber noch wäre, daß das Herzensanliegen von Görres, den man „das Gewissen seiner Zeit“ genannt hat, in uns Rheinländern lebendig bliebe: der organische Aufbau Deutschlands als eines nationalen Einheitsstaates auf christlicher Grundlage!

Es sind der Reden viel gegenwärtig in gemeinem Umlaufe von großen Denkmälern, die der Zeit errichtet werden sollen. Die Riesensäule soll, aus ihrer tausendjährigen Ruhe aufgerüttelt, nach dem Schlachtfelde an der Elbe wandern. Zierliche Tempelhallen sollen sich dort erheben, und große Wasserwerke Deutschland durchziehen; der Rhein soll auf allen seinen Inseln Bilder und Säulen hegen. Der Wille ist gut und der Vorsatz lobenswert; aber wenn wir nun unsere Armut zusammengetragen, ihn auszuführen, dann haben wir doch zuletzt wieder nur den Franzosen nachgeahmt, wie wir auch unbewußt getan, als wir die Plätze unserer Städte und unserer großen Männer im besten Willen, sie zu ehren, jüngst umgetauft. Wollen wir teutsch verfahren, dann wenden wir vorerst die Kraft, die eitel nach außen sich verbreiten mögte, gegen uns selbst zurück; wir lassen die Idee, die in uns hineingetreten, mehr und mehr durchleuchten unser Inneres und es durchwärmen; wir reichen Einer dem Anderen die Leuchte hin, daß auch er sein Licht daran entzünde; wir legen selber Hand an uns, wie der Künstler sie an Erz und Steine legt: und wenn wir es dann zu einer rechten Gestalt gebracht, uns in *einem* Willen aneinander schließen, dann ist unser Volk selber eine leuchtende Ehrensäule, wie noch keine in der Geschichte gestanden hat. Und hat das Innere erst sein Recht erlangt, dann mag es auch dem Äußeren wohl zu Theile werden, und das Leben kann sich fröhlich offenbaren in Formen und Bildungen, die es spielend der Natur abgewinnt, während es jetzt noch mit ihr ängstlich und knechtisch darum

ringen muß. Am liebsten wird es dann der Vergangenheit sich zuwenden, eben weil es seine Eitelkeit nicht sucht, und was sie Großes wegen allzu mächtiger Gewaltigkeit der Idee unvollendet zurückgelassen, ergänzen und vollenden wollen, indem es dasselbe wie ein heiliges Vermächtnis betrachtet, den späten Enkeln zur Vollziehung hingegeben.

Ein solches Vermächtnis ist der Dom in Köln; und ist auch in uns die deutsche Ehre aufgerichtet, wir können nicht mit Ehren ein ander prunkend Werk beginnen, bis wir dieses zu seinem Ende gebracht und den Bau vollends ausgeführt haben. Trauernd schwebt die Idee des Meisters über diesem Dome, er hat sie vom Himmel herab beschworen, aber den Leib haben alle Geschlechter, die an ihr vergangen sind, ihr nicht ergänzen können, und so flattert sie halb Geist und halb verkörpert, wie bey dem Sterbenden oder Ungebohrnen um die gewaltige Masse, und kann nicht sich ablösen und wiederkehren, noch auch zur Geburt gelangen, um ein viel tausendjähriges Alter auf Erden durchzuleben.

Ein ewiger Vorwurf steht der Bau vor unseren Augen, und der Künstler zürnt aus ihm hervor, daß so viele Menschenalter nicht zur Wirklichkeit gebracht, was er allein, ein schwacher, sterblicher Mann, in seines Geistes Gedanken getragen hat.

Auch ist ein Fluch darauf gesetzt gewesen, als die Bauleute sich verliefen, und also hat der zürnige Geist geflucht: so lange soll Teutschland in Schande und Erniedrigung leben, preisgegeben eigenem Hader und fremdem Übermuth, bis sein Volk

sich wieder der Idee zugewendet, von der es sich, der Eignung nachjagend, losgesagt und bis es durch wahrhaftige Gottesfurcht, gründlich treuen Sinn, festes Zusammenhalten in gleicher Begeisterung, und bescheidene Selbstverläugnung wieder tauglich worden, solche Werke auszuführen, wie es sie jetzt in seiner Versunkenheit aufgegeben. Die Nächsten haben der wahrsagenden Stimme gelacht und bei sich überlegt, wie sie es wohl selbst durch eigenen Verstand abwenden und zu einem guten Ende bringen wollten; aber Jahrhunderte haben den Fluch getragen, und an uns ist er zur Vollziehung gekommen. Und weil wir darüber uns wieder auf uns selbst besonnen haben, darum ist auch der Ruf an uns ergangen, zu vollenden, wo jene es gelassen, und auszuführen, was ein Geschlecht, dem wir wieder gleich werden wollen, angefangen. Wahrlich, H. von Kotzebue, Weinbrenner, Wiebeking, wie sie alle heißen, die mit Plänen zu Monumenten sich abgegeben: *Schöneres, Tüchtigeres, Herrlicheres werden sie nicht ersinnen als dieses in höchster Künstlichkeit einfachste Werk, das uns in jenem Dome vor Augen steht.*

In seiner trümmerhaften Unvollendung, in seiner Verlassenheit ist es ein Bild gewesen von Teutschland seit der Sprach- und

Gedankenverwirrung; so werde es denn auch ein Symbol des neuen Reiches, das wir bauen wollen.

Die anarchische Zeit, die zwischen dem Abbrechen und dem Wiederanfang liegt, werde betrachtet, als sey sie dem Bösen nach gar nicht vorhanden, und knüpfen wir in der That wie hier im Bilde wieder an, wo die Letzten der guten Zeit abgelassen.

Es ist wie ein Gelübde der Väter, das wir zu lösen gehalten sind. Wenn die Kräfte Teutschlands zur Vollendung sich verbinden, dann kann leicht zur Ausführung gebracht werden, was Stadt und Provinz mit großer Anstrengung so weit hinaus geführt. Nicht leicht und luftig aber soll man das Vorhaben nehmen, wie man seither in solchen Dingen gewohnt gewesen, als Gegenstand eines müßigen Hin- und Herredens; nein, verständlich soll man Zeit und Kräfte überlegen, und dann, wenn die Ausführung gesichert ist, werktätig zur Vollziehung schreiten. Es ist nicht das Werk eines Menschenalters, noch kann es der Armuth angemutet werden. Darum sey hiermit die erste Anregung nur gegeben, und der Vorschlag künftiger Berathung der Nation empfohlen.

Die Heinzelmännchen von Köln

Was haben die Heinzelmännchen von Köln und die Blaue Grotte von Capri gemeinsam? Den Erfinder! August Kopisch, der Dichter der Ballade. „Wie war zu Köln es doch vordem mit Heinzelmännchen so bequem . . .“ hat 1826 als hervorragender Schwimmer zusammen mit Ernst Fries die Blaue Grotte von Capri entdeckt. Im selben Jahr veröffentlichte Ernst Weyden (1805–1869) in Köln die altbekannte Heinzelmännchengeschichte. Zehn Jahre darauf verfaßte August Kopisch sein Gedicht, das seitdem zum Fundus der Schulgedichte gehört — wie Schillers „Glocke“ oder Goethes „Erkönig“. Kopisch war kein Kölner, er wurde 1799 in Breslau geboren, hatte als Maler und Dichter einen weitverbreiteten Ruf, war in Berlin im Hofmarschallamt tätig, lebte aber auch lange in Italien und starb 1853 in Berlin.

Sein Heinzelmännchen-Gedicht mit der erbsenstreuenden Schneidersfrau (Neugierig war des Schneiders Weib), ist in Köln Stein geworden. 1899 schufen Eduard und Heinrich Renard den Heinzelmännchenbrunnen Am Hof. Auf seinen Relieftafeln sind die vielseitig handwerkenden Heinzelmännchen geschildert, sie backen Brot, schlachten ein Schwein, leisten Zimmermannsarbeit, helfen dem Küfer, dem Schneider. Auch der Gedichttext ist in den schwer lesbaren Buchstaben der Jahrhundertwende in den gelben Sandstein gemeißelt. Das Steinbildwerk wird gekrönt

von einem schmiedeeisernen Aufbau, aus dem die Schneidersfrau mit ihrer Laterne heraustritt. Über die künstlerische Bedeutung dieses vor einigen Jahren restaurierten und in seinem Umriß etwas vereinfachten Brunnens kann man streiten, aber er hat seine Bedeutung im Zusammenhang mit der in August Kopischs reizendem Gedicht verewigten Sage. Wie dieses ein typisches Werk der Romantik des 19. Jahrhunderts, so gehört auch der Brunnen der beiden Renards noch dieser Kunstpoche an. Natürlich sind die Heinzelmännchenszenen Am Hof auch eine echte Sehenswürdigkeit für Kinder.

Die Geschichten von Schneewittchen und den sieben Zwergen, von den nordischen Haulemännchen, von all den Wichtelgestalten der Märchen haben hier für die kleinen Kölner ihre Verkörperung gefunden. Von da geht die Entwicklungsreihe ungebrochen bis zu den auch in unserer Gegenwart schier unsterblichen Gartenzwergen. Gerade für sie hält der Heinzelmännchenbrunnen sämtliche erdenklichen Vorbilder schon seit über sechzig Jahren bereit.

Übrigens hat kurz nach August Kopisch auch ein Kölner die Heinzelmännchen besungen. Johann Matthias Firmenich, der allerdings seit 1839 wie Kopisch in Berlin ansässig war, verfaßte 1843 „Dat Leed von dä Heizemännche“, das erstmalig in „Germaniens Völkerstimmen“ zum Abdruck kam.

„Kölsch“ und „Kölsch“

Von Laurenz Kiesgen

Gern und mit Vorliebe habe ich oft der Frage nachgesonnen: Was ist es mit der Kölner Eigenart? Worin liegt das „Wesen“ der Stadt und des Urkölners begründet? Was versteht man unter „Kölnertum“? — Um es gleich rundheraus zu bekennen: Mitnichten gelang es mir, eine zureichende Lösung dieser Fragen zu gewinnen, wie denn die klaren Definitionen zum Schwierigsten gehören, was einer Schulmeisterklugheit zugemutet werden kann. Denn ich glaube, daß in die Deutung der Worte Köln, Kölner und Kölnertum so viel hineinspielt, daß eine befriedigende Wortfassung überhaupt nicht möglich ist, daß man ihren rechten Inhalt nur — erfahren und durchleben kann. Ein Fremder, zu liebevoller Beobachtung gerüstet, ist vielleicht eher in der Lage, zu erklären, wie es um die betriebsame alte Colonia und ihre lustigen, fleißigen, gemütlichen Bewohner beschaffen ist; ich als geborener und verschworener Kölner weiß wohl genau Art und Wesen zu erspüren und zu entscheiden; im knappen Ausdruck aber begnüge ich mich gern mit dem alten flotten Wort: Köln ist Köln!

Dieser vielgebrauchte Satz überzeugten Stolzes klingt scheinbar banal; aber er entbehrt durchaus nicht des tieferen Sinnes. Man will damit sagen, daß Köln, die Stadt und ihr Leben etwas sei, was man schlechterdings nicht mit anderen Städten und deren Eigenart auf einen gemeinsamen Nenner bringen könne.

Zwei Dinge werden, so scheint es, jedem kölnischen Kinde als Gottesgabe mit in die Wiege gelegt: Humor und Gemütlichkeit. Das eine geht aus dem andern hervor, und welche Eigenschaft den Vorrang beanspruchen darf, ist schwer zu entscheiden. „Gemütlich sein“ — der Kölner sagt „genöglich“ — das ist ein Begriff, den nur die deutsche Sprache kennt; es ist so ein inneres festes, erhebendes Behagen am Leben, ausgeprägt in einer durch nichts zu erschütternden Heiterkeit, und ist ein Bollwerk gegen alle Unbill. Die Gemütlichkeit des Kölners ist sozusagen ansteckend; sie wirkt sich aus auf fremdes Wesen wie ein belebendes Fluidum, und es ist bekannt, daß auch der Nichtkölnler sich alsbald in ihre Wogen eintauchen läßt und sich darin wohlfühlt wie der Fisch im Wasser. Selten, daß einer diese leichte, muntere Art mißdeutet, wie etwa ein schrulliger Professor, hochgelehrtes Haus und echter Sachse, der die Kölner „Genögte“ als Ausfluß von Faulheit und Roheit empfand, merkbar sogleich in dem „mundfaulen, derben Dialekt“! —

Es ist wohl verfehlt, an die Kölner Begriffe mit ihren Unwägbarkeiten — Imponderabilien sagt der Gelehrte! — heranzutreten, um sie zu „studieren“. Entweder man ist gemütlich oder ist es nicht. Und ebenso ist es mit dem Humor, der freilich eine

Gesamtangelegenheit der Kulturmenschheit ist. Man hat Humor oder — ist ein trockener Schleicher. Unendlich viel ist über ihn gedeutet und gedeutelt worden. Der Kölner Humor ist echter Volkshumor, entfloßen einem gütigen, verstehenden Herzen, und nicht umsonst schrieben die tollen Karnevalsgesellschaften auf ihre Banner die Devise: Allen wohl und niemand weh!

Der Freund eines solchen gesunden Humors kommt in meiner Vaterstadt bestimmt auf seine Kosten; denn allenthalben blüht er auf, im häuslichen Kreise so gut wie draußen auf den Gassen, im derben Scherz der Handwerker wie im gewählteren Witz in Amtsstuben und Kontoren, in Kaufläden, Schulen und auf dem Markte, und selbst vor den Schranken der Gerichte macht er nicht Halt. Wo immer sich Tünnes und Schäl oder Neeres und Bättes begegnen, da platzen spritzige Worte aufeinander wie buntes, harmloses, aber interessantes Feuerwerk, und sie machen alsbald die Runde in Geschichten, Krätzchen, Schleutchen und Schnockefängereien. Aber außer diesem, wenn ich so sagen soll, Alltagshumor in Beiträgen zum gewohnten Heiterkeitsbedarf, der überall und nirgends aufsprießt, gibt es dann noch besondere Stätten zu Hege und Pflege kölnischen Humors: Weder das Hännegentheater noch etwa jene Stätten, deren Luft gleichsam mit Humor geladen scheint, wie Revuen-„Etablissements“ oder Sitzungssäle der Fastnachtsgesellschaften stehen mir hier vor Augen, sondern ich denke an die wahren Hochburgen humorvollen Kölnertums, wo die mit Lebenslust gesättigte Volksseele seit Jahrhunderten sich zu Hause fühlt und sich einfüllig gibt wie im Familienkreise: das sind die echt kölnischen Wirtschaften, die „Bräuesse“.

Obschon der biedere Kölner vielleicht vom Sinne des Wortes „Humor“, bekanntlich auf Feuchtigkeit hindeutend, kein Wissen hat, ahnt er doch, daß Humor wie ein zartes Blümchen im „Humus“ — den kennt auch der Kappesboor! — im Feuchten also am besten gedeiht und regelmäßiger Pflege durch Begießung bedarf. Und schon in jungen Jahren erfährt er, daß seine Vaterstadt ausreichend Stoffe zur Tränkung dieses von Trockenheit sorglich zu schützenden Pflänzchens bekömmlich und wirksam bereitgestellt hat.

Zwar waren schon in meinen Kindertagen die weiten Wingerte des alten Köln an Dau, Severin, Mauritius, Pantaleon und sonstwo längst im Straßenbau untergegangen; aber mit bitterwürzigem Hopfengeruch erfüllten noch immer zu bestimmten Zeiten die Bierbrauereien die Straßen, wenn obergäriges „Kölsch Wieß“ hergestellt wurde und der Kappesbauer am Tor die dampfenden Malztreber auf den Karren lud als begehrtes Stall-

futter. Hausbrauereien nannten sich diese meist kleinen Betriebe, mit berechtigtem Stolz und im Gegensatz zu den auf weitverzweigten Bierverband arbeitenden Großbrauereien, an denen es natürlich auch nicht mangelte. Aber ihrem alten, fast ehrwürdigen Namen lag eben die saubere, gleichbleibende Bedienung einer begrenzten treuen Nachbarkundschaft mehr am Herzen als Ausbeutung des Gewerbes auf Gewinn und Ausdehnung hin.

Nicht gering war die Zahl dieser größeren und kleinen Brauereien allein in der Altstadt, und ich kann aus flüchtiger Erinnerung schon eine ganze alphabetische Auslese herzföhlen: Von Abels auf dem Blaubach ging es über Balchem, Bank, Baum, Brentjes und Bröhler (diese alle im südlichen Teil) zu Conzen, Degraa, Esser, Früh, Gohr, Hilgers, Josten, Kappes, Löfgen, Moll, Ochs, Pöfgen, Pütz, Reisdorf und Schaffrath in der Matthiasstraße, wo man sogar im hohen alten Lindenbaum sein Glas Kölsch serviert bekam, weiter zu Wirtz und Zündorf. Und jeder dieser Namen bedeutet ein gutes „Kölsch“, abwechslungsreich im Geschmack und für Kenner nach feinsten Nuancen getönt. Die besondere, jedem Hause eigentümliche, durch lange Tradition festgehaltene Brauart wurde mit größter Sorgfalt gepflegt. Es gab sogar so etwas wie Entdeckungsfahrten nach den bekömmlichsten Kölschquellen, und die Sachkundigen vergaben dabei auch die Vororte nicht. Besaßen doch einige von ihnen Braustätten von solchem Ruf, daß beispielsweise zu Reichsstadt-Zeiten der hochwohlweise Rat Kölns sich veranlaßt sah, den Zulauf seiner Bürger „nach dem Nippes“ unter Buße zu stellen!

Wenn auch die Nivellierung der so vielfältig zusammengewürfelten Einwohnerschaft im weitesten Maße schon fortgeschritten war, die einzelnen Stadtviertel bewahrten doch in vielem ihre Eigenart, und die Schankstube der Brauer strömte immer noch die Luft des „Milijös“ aus. Lustig war mir oft zu sehen, wie verschieden es in den Wirtshäusern der Torviertel gegenüber den lärmenden überfüllten Sälen der Innenstadt zuzug. Überall aber hielten die Wirte treu fest am Herkömmlichen: so lang es eben ging, durfte der äußerliche Zustand ihrer Trinkräume nicht angetastet werden mit sandbestreutem Boden und blendend weiß geschuerten Tischen, höchstens, daß gediegene Holztäfelung der Wände den jährlichen Anstrich und das Tapetieren ersparte und an der Rückwand ein hoher Spiegel es der „Madam“ am Sonntag, wenn sie mit dem Mann einkehrte, ermöglichte, im Vorbeigehen den Sitz des Federhuts zu überprüfen.

Daß leckere gediegene und billige Dinge „ze müffle“ überall zu haben waren beim kölschen Wirt, ist selbstverständlich, und ich könnte davon viel erzählen von „Spezialitäten“ verschiedenster Art und eigenster Prägung. Sogar von Gratiszugaben, der

bedienungsfreien Schnupftabakdose und dem Frühstücksrettich bei kleinen Schwarzbrotstücken, aber der im Herzen des Kölners tief wurzelnde konservative Zug offenbarte sich darin, daß die kölsche Wirtschaft sich lange sträubte, ein richtiges Gasthaus mit Küchenbetrieb zu sein. Als dann aber wachsendes Bedürfnis und Verkehr es nötig machten, da blieb der Wirt noch ganz im Rahmen kölsch-bürgerlicher Art und gab „Huusmannskoß met Zupp, Fleisch un Gemös“, und damit durfte jeder Gast zufrieden sein, denn alles war deftig, lecker und reichlich. —

Hier wie auch in lauschigen Weinstuben, etwa bei Torsy auf der Severinstraße, „em Hähnche“ auf der Hohenpforte, in dem Kranz gediegener Weinquellen um den Heumarkt, von dessen äußerster Ecke „en der Timp“ angefangen bei Denant, Steigerwald, Vanderstein-Bellen und im altvertrauten „Bartmanshaus“, bei Duhr am Filzengraben oder „en der Kevverendos“ am Gürzenich bis zum „Treppche“ am Hof und weiter und weiter fühlte man sich heimisch und häuslich betreut. Und in jedem dieser Häuser fanden sich in kölscher Luft kleine und größere Runden, die wie Dorfgemeinschaften im Braus des Großstadtreibens zusammenhielten in Freundschaft und gemütlichem Genuß. Von hier gingen die 1001 Krätzchen in die Weite, bildete sich wohl Fastnacht ein toller „Veedelszog“, wurden Schnackereien und Streiche ausgeheckt und durchgeführt und die Namens- oder Geburtstage der Mitglieder, ihre Arbeits- oder Altersjubiläen mit Fäßchen und Hämmschen-Essen, mit Bowle, Reden und viel „Buhei“ — je nachdem — herrlich gefeiert.

Der aber ist entschieden im Irrtum, welcher glaubt, man habe in diesen Kreisen lediglich immer nur Ulk und Humor gepflegt! Es gab auch ernste Dinge an den Tischen zu bereden und zu untersuchen, und dazu gehörte besonders alles, was mit der Vaterstadt zu tun hatte, Handel und Wandel, Altes und Neues, ihr Ruf, ihr Ruhm, ihre Sprache. Unser Kölner Dialekt, unser treuherziges Kölsch!

Mir war es immer wie ein lustiger Scherz des Sprachgeistes vorgekommen, und doch schien es mir bedeutungsvoll, daß das Wort „kölsch“ zweierlei bedeutet: die Sprache der Kölner und ihr beliebtes Getränk! Wenn man nicht als Drittes in dem Ausruf „das ist echt kölsch!“ damit das Kölnertum schlechthin treffen will. Und ich durfte für mich ein sicheres Empfinden für die Echtheit unseres Dialektes beanspruchen, denn meine Lehrmeisterin darin war meine Mutter. In diesem Sinne darf ich Kölsch als meine ureigenste Muttersprache bezeichnen. Meine Mutter sprach ein urwüchsiges feines Kölsch und gebrauchte nie dem Hochdeutschen entlehnte Wendungen, wenn gleich sie auch das Hochdeutsche zierlich und vollkommen beherrschte.

Neben dieser Schulung, vielmehr aus ihr hervorgewachsen, be-
saß ich von Jugend auf das regste Interesse für alles im Dia-
lekt Geschriebene. Mit Begeisterung las ich sonntags in der
Zeitung „Wat sich de Famillige Schmitz verzällt“, verschlang
Heinrich Hosters „Käsblättche for der gebild'ten Bürger un for
25 Fenning“, um in seinem humoristischen Antun-Meis-Deutsch
die drolligen Abweichungen und Mißverständnisse zu belachen
und war entzückt über Peter Paul Fausts ganz in gutem Kölsch
gedruckte Wochenschrift „Alaaf Köln“. Die Erzählungsbüchlein
von Wilhelm Koch, die Erstlinge unseres Altmeisters Wilhelm
Schneider-Clauß gingen von Hand zu Hand, und ich hatte
schon als 15jähriger, vom Ehrgeiz gepackt, jenem „Alaaf
Köln“ ein paar „Verzällcher“ übersandt und hatte — Erfolg
gehabt. Jetzt als Mann durfte ich mir zubilligen, von der
Treffsicherheit im Wortschatz unseres Dialekts, von seiner Fül-
le und Schönheit einiges zu verstehen.

In der Schule wurde der Mundart Für und Wider reiflich be-
sprochen. Meine Kollegen, die Magister, waren zunächst be-
teiligt in Klagen, die ihnen aus der unausrottbaren Liebe zu
Kölsch beim Deutschunterricht erwachsen, wofür sie ergötz-
liche Beispiele aufstischten; aber sie brachten auch des Kölners
ganz eigenständige Schau Dingen und Menschen gegenüber
zur Sprache. Vielleicht, so wurde betont, sei das Derbe und die
Abkehr von aller Zimperlichkeit das Beste am Dialekt, der
einfach und natürlich sehe. In seinem besonderen, sich täglich
erneuernden Wortschatz liege seine Tiefe und sein Wert und
diene er dem sogenannten Schriftdeutsch als lebendiger Quell.
Und Sprachenkenner, die „Verkölschung“ aus allen möglichen
Sprachen, insbesondere auch dem Latein, feststellten und belach-
ten, machten auf die Bildung des Namens Köln aufmerksam.
Das umständlich zu sprechende Colonia wurde in das dem
rheinischen Zungenschlage so bequem liegende „Köllen“ ver-
wandelt, das, ins Hochdeutsche gehoben, mit „Köln“ dann
amtliche Sanktion und Weltgebrauch fand. —

Die Debatte, wie das so oft geht, drohte uferlos zu werden und
bei einigen in eine gewisse hitzige Gereiztheit auszuarten, als
auf einmal mein Freund Bertelsbach, der geborene geschickte
Vermittler, ihr ein Ende machte.

„Genug vom Kölsch, ihr Herren!“ rief er, „vergeßt das andere
Kölsch nicht! Prost!“

Und dann sprach er von einem Streit um des Kaisers Bart; denn
er habe zu seinem Vergnügen bemerkt, daß gerade die gegen
den Dialekt eingestellten Streiter deutlich ihre heimatlichen
Mundarten durchklingen ließen: der singende Aachener, die
breit redenden Düsseldorfer, der spitzige „Kowelenzer“ und
der so „skön s-predhende“ Westfälinger. Daraus ergebe sich,
daß jede Volksmundart ihr Recht beanspruchen dürfe, jede sei
in ihrer Art schön. Wer unbefangen an Kölsch herantrete, müs-

se Weite und Tiefe unserer Volkssprache erkennen, dieser
Ausdrucksweise einer alten Kulturstätte, der man mit Recht
den Ehrentitel „urban“, also städtisch-klassisch, geben müsse.
„Insbesondere wir Magister“, fuhr er fort, „müßten das ge-
sprochene Kölsch Schwarz auf Weiß vor uns haben, wir müß-
ten uns den Dialekt Kölns veranschaulichen und untersuchen
können, um ihn zu würdigen. Nicht umsonst hat der schlesische
Pädagoge und Rektor Rattich oder Ratichius gesagt: Alles durch
Erfahrung und stückliche Untersuchung! Und da fällt mir ein
Vorschlag ein! Ein Landsmann dieses Ratichius, der Dichter
August Kopisch, hat das allerwärts bekannte Gedicht „Die
Heinzelmännchen von Köln“ verfaßt. Wie, wenn nun Kopisch
ein Kölner gewesen wäre? — Wenn er die Heinzelmännchen
auf Kölsch gedichtet hätte? — Nun, er konnte jedenfalls kein
Kölsch, aber —“ und dabei sah er mich schelmisch an und deu-
tete mit allen Fingern auf mich — „aber hier unser Schang,
unser Johannes: der kann es!“

So hatte mir nun der schalkische Freund eine Aufgabe aufge-
brummt, die ich, wie er sagte, mit „Fiduz und Fuck“ erledigen
würde. Fiduz, d. h. Lust und Liebe, hatte ich schon dazu; ob
ich aber Fuck, also Geschick, für eine solche Arbeit hatte, das
mußte sich erst erweisen; das Gelingen jedenfalls unterlag nicht
meiner Beurteilung. Indessen entschloß ich mich zu ungesäum-
tem Beginnen.

Es war gewiß nicht so einfach, Volksidiom und Schriftsprache
mit- und ineinander auszutauschen, daß der reine, wirklichkeits-
treue Volksausdruck getroffen wurde und nicht etwa ein Mit-
telding und Zwitter herauskam. Zum ändern war ich überzeugt,
daß unser „Platt“ eben nicht platt ist, sondern daß es in Aus-
drucksfülle und anmutiger Herzenseinfalt dem Hochdeutschen
nicht nachsteht. Gelang mir eine natürliche, gute Umformung,
dann hatte jeder Nichtkölnler daran Gelegenheit, alle beson-
deren Eigenschaften unseres Kölsch neben Kopischs bekann-
tem Text durch Vergleich sozusagen abzulesen.

Über das Bedenken, des Schlesiers launige Schöpfung treffe Be-
quemlichkeit oder Unfleiß der lieben Mitbürger, setzte ich mich
leicht hinweg. Nur der oberflächlichen Lektüre scheint das so,
die vergißt, daß ein Scherzgedicht weder moralisch noch bei-
spielhaft wirken will. Der Kölner selbst ulkt in Krätzchen und
Sprüchen über Arbeitsscheu, wie eben ein Fleißiger sich gern
selbst nach getanem Geschäft übermütig verspöttelt.

Der Stoff der Dichtung war mir ja natürlich von Kind an ver-
traut. In den häuslichen Erzählungen geisterten schon diese
behend wimmelnden Elbenwesen, die lieben Zwerglein, an Win-
terabenden, wenn auf dem Tisch traulich der Schein des grün-
lich-weißen Schirms der Petroleumlampe aufleuchtete und ne-
benan „auf knisterndem Öfchen das Äpfelchen sang“. Auf der
Hohe Straße hatte damals der Konditor Stollwerck an seinen

vielen Schaufenstern die Heinzelmännchengeschichte, aus Marzipan und Zuckerwerk getreulich nachgebildet, ausgestellt, bunt und lebendig; dahin unternahmen wir „Puten vun der Vringstroß“ wahre Wallfahrten und fanden die Auslage stets umlagert von klein und groß, die mit lauten Zurufen das künstliche Werk priesen. Später wurde der Heinzelmännchen-Brunnen geschaffen und auf dem Domhof vor dem alten Weinhaus von Schoß „Zum Freischütz“ den Männlein ein Denkmal in Stein gesetzt.

Und das mit vollem Recht. Man weiß ja wohl, daß solche Sagen sich an die verschiedensten Orte knüpfen, aber die Heinzelmännchen gehören nun einmal zu Köln: Kopisch hat viel dazu beigetragen. Die heitere Lebendigkeit dieses Kleinvölkchens, seine wuselige, schnelle Hilfsbereitschaft, der Wille, stets in der Not einzuspringen und heimlich während der Nacht sauberste Arbeit zu leisten, das entspricht einem Wesenszug des guten Kölner Herzens und ergreift jedes einfache Gemüt. Es ist schon ein Wunsch- und Traumbild, sich an den erstaunten, zufriedenen Gesichtern der also Beschenkten einmal ergötzen zu dürfen: Ein Bild aus einer besseren, ja vollkommenen Welt, die nur Güte kennt, und deren Grundlage unbegrenztes Zutrauen bildet. Wird aber dieses Zutrauen ein einziges Mal erschüttert, so rächt sich das sofort, und vor boshafter Neugier und Zudringlichkeit ziehen sich die Helfer gleich zurück, weil die Basis ihres Wirkens zerstört wurde.

Im Charakter des Urkölners lebt vieles von dieser Art Harmlosigkeit und Zutrauen, stille Genügsamkeit sind sein Element, Vorbehalte und Hinterlist kennt er nicht. Treten sie ihm einmal unvermutet entgegen, dann ist er mit dem falschen Partner aus und fertig. Sauberes Schaffen und Vollenden, unbedenkliches Zugreifen da, wo Not am Mann ist, darf sich der Kölner ebenfalls zubilligen, und es ist ein besonderes Verdienst der Dichtung Kopischs, daß sie das ehrbare Handwerk Kölns aufmarschieren läßt, jenes biedere Bürgertum, das die Stadt groß gemacht hat.

So und ähnlich gingen meine Überlegungen, als ich mich mit meiner Umformung beschäftigte. Endlich dann lag sie „gebiegelt und geschniegelt“ fertig vor und lautete so:

DE HEIZEMÄNNCHER

Wat wor't en Kölle för e Levve,

Wie 't dat noch Heizemänncher gevve!

Hatt mer för nix Fiduz un Fuck,

Laht mer sich höösch op sing fuul Huck.

Dann komen en der Naach,

Eh 't einer sich daach,

Die Männcher en Masse un dreffen ehr Spasse

Un mahte Spektakel wie Hohndergekakel,

Un roppten un zoppte, un höppten un stöppte,

Un putzten un schrappte, un leefen un trappte.

Un eh der Fuulig wor em Gewatt,

Log all sing Arbeit ald parat.

De Zimmerschpooschte streckten sich

Fuul en de Spien un rechte sich.

Do komen die Geister fresch eran

Un soochen sich dat Spillchen an:

Flöck Beiel un Säg

En de Häng gekrög!

Gesäg un gestoche, gehaut un zerbroche,

De Balke gehovve un genau geloort boovve

Dat grad der Givvel steiht un nit der Tirvel schleit!

Un wie der Häkr küt, wat e Wunder!

Vum fädige Huus flaasteren de Fähncher erunder!

Beim Meister Knudel wor kein Nut,

De Heizemänncher backten et Brut.

Dat fuul Gesööms hatt sich gelaht,

Die Heinzelmänncher wore parat

Un kühmten öm de Eck

Belade met Säck.

Se mangkten der Deig, gewog nit ze leich,

Un schurfelten in nett en der Ovven om Brett,

Un fägten un backte, un hovven un hackte.

Die Knudele schmarchte noch schwer un deef,

Do log ald neu Brut do, apticklich un leef.

Beim Metzger log Gesell un Pooch

Un schnorxte nevvon der Leeverwoosch.

Do huschte gäng die Männcher her

Un hackten et Firke de Krütz un de Quer.

Dat ging esu flöck

Wie de Iserbahn jöck.

Se mahte Gehacks ald un kloppten em Tak all,

Einer spetzten de Penn. — Met löstige Senn

Se spöhlten un wöhlte, un stoppten un kloppte,

Se wooschen un kochte, un mangkten un stochte.

Der Altgesell reff sich de Auge verbas —

Do hung fresch Zizisewoosch üvver singer Nas.

Beim Wingweert wor der Küfer blau.

An't leddige Faaß gestipp de Mau,

Su sooß hä, dräumte söß un fing, —

Die Männcher surgte för der Wing.

De Fääßer geschwenk,

Geschwäfelt, gesenk,

Gerollt un gehovve met Schruven un Klovve,
Gespritz un gemantsch, un geschott un gepantsch.
Un eh minge Küfer noch wod wach,
Glänz goldig der Wing ald em Glas: Wat en Prach!

No wor ene Schmieder en Schwulität:
Der Staatsrock im ze vill Arbeit mäht.
Worf hin der Krom, daut sich en de Eck:
Atschüß Partiel Ich ben nit jek!

Do höpften se fresch
Op der Schniederschdesch

Un fingen an schnigge, anstecken un niehe,
Se paßten un stöckte, un strechen un röckte:
Un eh der Schmieder sich noch ens geregg,
Hing Bürgermeistesch Rock fing, fädig an der Strepp.
Däm Schmieder sin nixnötzig Wiew
Dat hatt der Vörwetzdüvel em Liev.
Straut anderen Owend's Ätzen us.
Die Männcher huschten höösch en't Huus.

Dat gov e Spill
Vun der Läu von der Dill!

Ein deit enen Bumsch alt em Gangk, dat et fumsch;

Un eesch op de Trappe do komt et zom Klappe:
Se tirvelen un rötsche, krigen Büülen un Blötsche,
Se fallen en de Bütte, schlön sich Nase wie Jüdde,
Se schängen un schreie un vermaledeie
Wöödig un stiev dat verdammte Wiew!
Dat küt met der Lamp, ävver grad wie 'nen Bletz,
Husch, husch — he und do — wie de Müüs en et Retz! —
Un wat et gewäse wor, kräg sei nit spetz. — — —

O jömmich noch, se sin futtüh!
Mer läht sich nit mieh en sing Flüh
Un denk: Loß dat die andere maache,
Ich ben es satt. Däut mer der Naache! —
Ävver sin se och fott,
Se sin nit kapott;

Lit Köllen ens widder, dann kummen se widder
Un hauen un baue, un hacken un backe,
Un niehen un strecke, un flecken un stecke,
Un laufen un höppe, un stippen un stöppe,
Un richten de Stroße noh richtige Moße,
Bis alles singe Gangk geiht, neu, fädig un blank steiht,
Dat Köllen uns anlaach wie vum Möler en Blatt:
Dann Kölle blieb iwig de Heizemänncher ehr Stadt!

Wie die Alt-Kölner vor 70 Jahren ihren Jahresausflug machten

Programm zum Ausflug ins Vor- und andere Gebirge

„Am Sonntag früh 7 Uhr wird sich in Begleitung des Städtischen Orchesters am Barbarossaplatz gesammelt, vorher Abzählen der Mitglieder, dann kann die Jagd beginnen, dann wird aber die Flinte nichts ins Korn geworfen, sondern ein Korn auf die Flinte genommen. Hierauf Einsteigen in den der Gesellschaft zur Verfügung gestellten Schlafwagen der Internationalen Schlafwagenkompanie der Kölnischen Vorgebirgsbahn nach Alfter; die gewöhnlichen Mitglieder haben sich bei Abfahrt des Zuges der größten Ruhe zu befleißigen, damit keine Entgleisung stattfindet. Die verehrten Vorstandsmitglieder haben den Anderen mit gutem Beispiel voran, d. h. vor dem Zuge herzugehen und alle Hindernisse wie Dreck, voll Boore, Gras, Briketts

von den Schienen zu entfernen, damit die Fahrt glatt von statten geht. An allen 18 Stationen wird gehalten und die Mitglieder genau nachgezählt, ob keiner geschlabbert ist. Hinter Brühl werden dem Präsidenten sing wärm Wöschger, die er aus dem Fressalienwagen hervorholt, avkamisölt, wozu der Vizepräses den gebundenen Text spricht. „Bei Ankunft in Alfter Empfang seitens der Dorfjungfrauen und Überreichung der Blumensträuße für die Blumenspiele. Hierauf stimmt der Männergesangsverein des Klubs das schöne Lied an: „De Ell de Sell de Repp de Saar, die Rebbe die Rebbe die Knoll,“ worauf die Jungfrauen ihrerseits das schöne Lied anheben: „Kommen Sie herein in die gute Stube,“ worauf von der ganzen Ge-

sellschaft ein dreimaliges Alaaf! auf den Bürgermeister ausgebracht wird. „Beim Eintritt in die Stube wird das schöne Lied gesungen: „Dat grötste Portmonnä hat Ludewig,“ hierauf hat unser werter Kassierer in Aktivität zu treten unter dem bekannten Motto: „Mein lieber Severin, Du muß nun mal den Beutel ziehn!“ Nach Entleerung des Beutels wird dem Kassierer Decharge erteilt und ihm ein dreifaches Hoch mit Fahnen- und Mützenschwenken gebracht. Dann kann das warme Frühstück auffahren: Spargel mit Schinken und Rotspohn. Darauf wird zum Abmarsch nach Bonn geblasen, wozu die dort galoppierende Husaren-Regimentskapelle ihre gefällige Mitwirkung zugesagt hat. Bei der Ankunft in Bonn Begrüßung des

Herrn Oberbürgermeisters Spiritus sowie sämtlicher akademischer Viertel, hierauf Rundgang durch sämtliche Hotels und Restaurants, worauf das Galadiner stattfindet; beim Festessen werden keine politischen Reden gehalten, vielmehr hat jeder sich zu befeßigen, daß er bald damit fertig wird. Nach dem Essen internationaler Kaffeegang zur schönen neuen Rheinbrücke, Begehen und Besehen derselben sowie des Brückenmännchens auf der Beueler Seite, worauf ein allgemeines Gelächter stattfinden darf. Punkt 3 Uhr 45 Minuten Abfahrt mit dem Dampfschiff nach Königswinter. Einkehr und Bowletrunk bei Bellinghausen oder Dahmen; nebenan in der Laube werden die schönsten Blumenspiele zur Geltung kommen und jeder hat das Recht, etwas aus dem Nihkörvge zu verzälle. 9 Uhr 28 Min. Abfahrt mit der Eisenbahn nach Köln und Absingen des Schlußliedes: „Et hät noch immer got gegange.“

KÖLSCH HÄNNESCHE

*Et schönste Kreppche, wat et gitt,
Dit gitt et doch zo Kölle.
Wat saht ehr do? Ehr kennt dat nit?
Dann muß ich üch verzälle.
Uns kölsch Thiater eß bekannt
Un vill gerühmp en Stadt un Land,
Der Stöckcher spillt et allerhand,
Ehr dörfst huh Anspröch stelle.
Eß och vun Holz un Stoff sing Welt,
Et uns doch got gefällt.*

Et Glöck eß nor ne Sonnestrohl.

Von Anton Stille.

Ne Sonnestrohl well minge Klein mem Hängche fange,
Ne Strohl, dä durch et Finster op der Bodden fällt.
Hä grief un grief, doch bliev im nix em Füüßge hange,
Och nit e Beßge, wat im för zo spille hält.

*Wann alle Pöppcher danze
Zom tri, zom tru, zom tralala,
Der Schäl, dä geht op't Ganze,
Zom tri, zom trüdera,
Un wann der Mählwurms Pitter
Su löstig spillt de Zitter,
Un wann et Hännesche se all dann
öm de Lappe schleit,
Jung, dann ha'mer Freud, Jung, dann
ha'mer Freud,
Dann ha'mer Kinder Freud!*

*Et Hännesche, dü löst'ge Fant,
Dä mäht et Haupfigörche.
Dä Schäl, dat eß dä Intrigant,
Der Baas sitz em Kuntörche.
Et Bärbeche un die Bestemo,
Och der Speimanes, dä eß do,
Der Tünn em Kamesölche blo
En Nas hät wie e Förche.
Geiht endlich dann der Plaggen op,
Dann juhzen Weech un Stropp:*

*Wann alle Pöppcher danze
Zom tri, zom tru, zom tralala,
Der Schäl geht op't Ganze,
Zom tri, zom trüdera,
Un wann der Mählwurms Pitter
Su löstig spillt de Zitter,
Un wann et Hännesche se all dann
öm de Lappe schleit,
Jung, dann ha'mer Freud, Jung, dann
ha'mer Freud,
Dann ha'mer Kinder Freud!
Albert Schneider*

Ein Bezugspreis wird für diese Mitteilungen nicht erhoben. Er ist im Mitgliederbeitrag an den Heimatverein Alt-Köln enthalten.

NÄ! WAT JÖCK DIE ZICK!

*Süch ens, wie dä Gabbeck japp!
Hät ald wiäder en Stund geschnapp,
Käut, als ob hä Hunger lick —
Nä! wat jöck die Zick!
Zau dich jet! Zau dich jet!
Loß dich doch nit drieve!
Wer et hüek nit ielig hät,
Dä muß hinge blieve.*

*Nettche, beß do bal su wick?
Nöher rötsch die Essenszick!
Koot vör ein kütt dinge Mann,
Un dä well jet han!
Zau dich jet! Zau dich jet!
Loß dich doch nit drieve!
Wer nit fädig weed, leev Nett,
Sollt en Juffer blieve.*

*Engelbäat, do fuule Kääl!
Holl m'r flöck e Säckche Meh!
Hängs d'r do en dingem Stohl
Wie en kranke Krohl.
Zau dich jet! Zau dich jet!
Loß dich doch nit drieve!
Selvs en Schneck, die deit noch jet,
Well nit kläve blieve.*

*Seht dä Klatschunwießmann do!
Dä mäht luuter Pausger jo!
Veezehn Strich en einer Stund —
Dat eß doch zo bunt!
Zau dich jet! Zau dich jet!
Loß dich doch nit drieve!
Wer hüek fuul eß, kritt sie Fett,
Kann em Panthus blieve.*

Hanns Georg Braun

*Süch, Jung, grad su ne Strohl eß och et Glöck em Levve.
Et zeig vun Fäns Deer all sing Herrlichkeit;
Wells Do et ävver packe, packs Do nor derneve,
Verschwunden eß et, wie en Seifeblos zergeiht.*

*Dröm lohß Dich nit vun singem Düvelswerk bedreege,
Denn Log und Drog eß nor, wat Deer versproche weed.
Ding eige Kraff soll helfe Deer op alle Wäge,
Nor sälvsgeschaffe Arbeit mäht et Levve wäat.*